



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Numer 39/227 Anzeigenpreis: Die einpalt. Millimeterzeile 5 S., Restamezelle 15 S. | Miensieig, Sonntag, den 30. September 1934 | Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig | Bezugspreis im Monat 50 Pfennig | 1934

Segen der Ernte

Es ist doch so: Durch jedes Erntejahr redet der Herr der Ernte seine eben diesem Jahr ureigene Sprache. So ist auch die Aufgabe klar, die uns durch jedes neue Erntedankfest gestellt wird: Eden diese jedem Erntejahr besondere Botschaft will von uns beherzigt werden. Zwei Glieder freilich tönen Jahr für Jahr gleich feierlich in den Akkorden, die zum Erntedankfest hingehen über Stadt und Land: die eine, auf der geschrieben steht: An Gottes Segen ist alles gelegen, und die andere, die das hohe Lied der Arbeit verkündet. Dies miteinander und zueinander ist ja das geheimnisvolle Lebensgesetz jedes Fortkommens im Leben des Einzelnen wie der Gemeinschaft: Kein Erntedankfest darum, das nicht davon reden, das nicht dazu auffordern würde, diesem zueinander nachzustimmen und es im alltäglichen Leben zu befolgen!

Aber nun das Andere, Besondere: Wir haben im letzten Jahr das erste Erntedankfest des ganzen Volkes erlebt, nimmer bloß das Fest des Bauernstandes, und auch nicht bloß das der christlichen Gemeinde. Darum war dies Erntedankfest 1933 ein unlagbar löstliches Erleben. Und heute? Die Zeit ist fortgeschritten aus der beglückenden Zeitzeit des Jahres 1933 hinein in den harten Alltag eines mühseligen Kampfes um den Aufstieg des deutschen Volkes. Darum muß, was 1933 mehr Stimmung war, jetzt bewusster Wille werden: Es ist nicht mehr einerlei, wo das tägliche Brot herkommt, ob vom Inland oder vom Ausland. Denn die Deutschen fehlen, vom Ausland Brot zu kaufen. Darum muß es auch dem letzten Städter deutlich werden, daß er nicht leben kann, wenn der Bauernstand Not leidet. Vornehm muß er, daß es nicht angeht, das Wetter nur an Ausflugsstagen zu beachten! Bedenken möge er, was das Wort der Bergpredigt bedeutet: „Der Vater im Himmel läßt seine Sonne scheinen; er läßt regnen“.

Aus dieser letzten, tiefsten Verbundenheit der Kinder des einen Vaters mag dann jene erlösende, beglückende Volksgemeinschaft kommen, die sich ausprägt im Gehorsam gegen das alte Apostelwort: „Frenet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!“ Das häßliche Gegenbild brutaler Züchtung haben wir ja erlebt, solange noch gewissenlose Händler die Futternot ausnützen und das schönste Stück Vieh um ein Spottgeld aus den Ställen herausstehlen konnten. Um so schöner ist's, wenn auch ein durch solche Not hart betroffener Bauer sich freuen kann ohne allen Reiz an dem Segen, der dem Weingärtner durch dieselbe Dürre geworden ist, die ihm keine Not gebracht hat, oder wenn er sich mitfreut mit jenen Millionen, denen dieser Sommer wieder Arbeit und Brot gebracht hat. Und die Städter: Mag ihnen auch mancher Ausflug durch die Regentage im Spätsommer gestört worden sein, sie können sich doch mitfreuen darüber, daß diese Tage dem ausgebrannten Boden neue Kraft geschenkt haben für das Wachstum der Früchte, die erst im Spätherbst geerntet werden, und für das Hervortreiben frischen Grases, das der Futternot abhilft.

Der Bauern Beruf

Viel wachsen und werden und lerne zu warten; in jedem Garten kommt aus Erden das Allerhöchste schwer heraus.

C. L. Schulte.

Ein heiliger Beruf ist Bauernarbeit, heilig, weil er dem Herrgott in die Werkstätte schauen darf, heilig, weil er Gottesdienst in den Brüchern ist.

von Kalbe.

Willst Du Dein Herz mir schenken?

Roman von Georg Hartwig

10. Fortsetzung

Der Wind pfiß scharf um die Eden und segte alle Schneereise von den Dächern herunter, den Vorübergehenden ins Gesicht. Brankowan sehte seinen Weg rascher fort. Vor einem stattlichen Hause blieb er stehen, verglich noch einmal die Hausnummer mit einer Notiz in seinem Taschenbuch und zog die Pförtnerglode.

Eine Treppe hoch klaterte er wieder und ward auf seine Frage in ein üppig eingerichtetes Zimmer geführt, zu dem sich alsbald eine Seitentür aufst.

„Darf ich bitten!“

Brankowan trat in ein gut ausgestattetes Gemach, dem ein flackerndes Kaminfeuer etwas überaus Behagliches verlieh.

„Graf Brankowan ist mein Name.“

„Ich habe die Ehre, den Herrn Grafen von Ansehen zu kennen.“

Der das in unterwürfigem Ton sagte, war ein kleiner, stark in die Breite gegangener Mann, dessen Erscheinung gegen die hohe, schlankte Gestalt des Grafen absonderlich abfiel.

„Mein Hiersein erbringt weitere Erklärungen“, sagte Brankowan, sich in einen der Sessel niederlassend.

Herr Silbermann verneigte sich zustimmend mit großer Ehrerbietung. „Es wäre mir schon lange eine besondere Freude gewesen, dem Herrn Grafen meine Dienste anbieten zu dürfen. Wenn der Herr Graf das Recht haben, Ihre Ansprüche hoch, recht hoch zu stellen, so bin ich andererseits glücklicherweise in der Lage, auch den höchsten Ansprüchen gerecht werden zu können.“

Brankowan bewegte seinen Stuhl, in dem er allerlei Figuren auf den Smyrnaerteppich zeichnete. „Es sind drei Punkte, auf die ich unbedingt Wert lege, wenn ich mein angenehmes Junggejellenleben aufgeben und eine meiner etwas angegriffenen Gesundheit entsprechende Häuslichkeit gründen soll: Gute Familie und Erziehung, etwas Erscheinung und — freies Vermögen.“

Silbermann verneigte sich wiederum einverstanden.

„Ich meine“, fuhr Brankowan mit schärferer Betonung fort, „flüssiges Vermögen. Auf Zulage und dergleichen lasse ich mich nicht ein. Ich will mit der Betreffenden auch Vermögen in die Hände bekommen.“

Silbermann rieb sich lächelnd die Hände. „Man muß dem Glück nur die Hand bieten. Das ist ein wahres Wort. Es wird ja, verehrter Herr Graf, immer noch viel zu viel mit Liebe und Herzenswohl geheiratet.“

„Ich verstehe“, fiel Brankowan ungeduldig ein. „Also — was haben Sie mir vorzuschlagen?“

Silbermann ging zu seinem Schreibtisch, schloß ein Fach auf, holte ein Buch hervor, blätterte darin herum, ließ es plötzlich jählings zurückfallen und ging mit behutamen Schritten, als könne ihr Schall durch die Decke dringen, auf Brankowan zu.

„Ich glaube — das heißt ich überlege da eben etwas zusammen, denn die Dame hat nie in dieser Beziehung Schritte getan. Aber meine Erfahrung sagt mir, da wäre etwas zu machen. Und zwar genau das, was der Herr Graf für seine Zwecke anstreben.“

„Was?“ fragte Brankowan, ein nervöses Gähnen unterdrückend. „Was soll zu machen sein? Wer? Wie? Wo?“

Silbermann behielt den geheimnisvollen Ton bei, als stände jemand hinter der Tür, dessen Ohr er zu scheuen hätte. „Herr Graf, man hört durch die Leute vielerlei, besonders wenn man das Hören versteht. Die junge Dame, von der ich spreche, ist sehr hübsch und elegant. Ihre Verwandten, zwei Tanten und ein Onkel, haben zusammen ungefähr eine Million im Vermögen.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt“, fiel Brankowan ein, „daß ich auf Onkel- und Tantenvermögen keinen Wert lege.“

„Erlauben Herr Graf nur einen Augenblick“, flüsterte Silbermann, sich die Hände reibend. „Das junge Fräulein ist auf mindestens eine halbe Million selbständiges Vermögen einzuschätzen. Ich werde das noch genauer wissen.“

„Wann werde ich endlich erfahren, wie die junge Dame heißt?“ fragte der Graf, sein Taschenbuch gegen die noch immer schmerzende Stirn drückend.

„Sobald der Herr Graf gütigst unterschrieben haben“, sagte Silbermann, wahrhaft verführerisch lächelnd, indem er auf seinem Schreibtisch die nötigen Gerätschaften zurechtlegte und mit lautlosen Federzügen den zu schließenden Vertrag aufschrieb. „Wenn der Herr Graf jetzt die Güte haben wollen?“

Brankowan ließ sich in dem Schreibstisch nieder, warf einen Blick auf Silbermanns bewundernswerte Handschrift, ließ danach das Blatt fallen, wandte sich zur Seite und rief: „Sind Sie des Teufels, Silbermann?“

Desen Geschmeidigkeit erreichte den höchsten Grad. Er zuckte die Achseln, rieb sich die Hände, nickte und schüttelte den Kopf und fügte dem allen das verbindlichste, liebenswürdigste Lächeln hinzu. „Bei den heutigen Zeiten und bei der Nachfrage, verehrtester Herr Graf! Angesichts einer

solchen Partie sind fünf Prozent vom Barvermögen doch gar keine Sache. Das erledigt sich spielend, um so mehr, als ich auf das, was Ihnen später noch zukommt, gar keinen Anspruch erhebe.“

„Ich glaube, Sie sind verrückt“, sagte Brankowan. „Bekümmern Sie doch lieber gleich den Randschein, der Ihnen heute abend ins Fenster scheinen könnte. Fünf Prozent — fünfundschwanzigtausend Mark!“

„Spielerei, wenn man die halbe Million und darüber in Betracht zieht, verehrtester Herr Graf“, sagte Silbermann, etwas mehr ins Geschäftsmäßige übergehend.

„Meine werten Kunden haben nie Ursache gehabt, sich über meine Ansprüche zu beklagen bei derartig reeller Bedienung. Bei mir wird nichts geschwindelt. Also — wenn der Herr Graf die glänzende Partie machen will, bitte ich zu unterschreiben. Ich werde dann die Ehre haben, dem Herrn Grafen die näheren Umstände bekanntzugeben.“

„Fünfundschwanzigtausend Mark, Silbermann!“

„Zahlbar, sobald die Verlobung vollzogen ist.“

„Verlobung? Unfug!“

„Nicht? Also nach der Hochzeit. Bei mir wird ehrlich gearbeitet, wie Sie sehen. Sehen wir hinzu: zahlbar drei Tage nach der Hochzeit.“

Graf Yello Brankowan verpflichtete sich mit seiner Unterschrift auf Ehrenwort. Dann warf er die Feder beiseite und hob warnend den Finger. „Silbermann, hören Sie —“

Herr Silbermann verneigte sich und schenkte wieder in die Höhe. „Strengste Verschwiegenheit ist die Grundlage meines Geschäftes. Ich darf es also nicht dulden, daß hier der leiseste Zweifel besteht. Wenn der Herr Graf in dieser Beziehung auch nur —“

„Ich glaube, ich glaub's ja“, unterbrach Brankowan sich erhebdend. „Sie wären ja auch ein Narr, läten Sie es nicht. Jetzt also — wer ist die Betreffende?“

„Ich nenne den Namen“, sagte Silbermann, das kostbare Dokument in ein Fach seines Schreibtisches versenkend. „Fräulein Kniebel heißt sie! Eine Nichte der Herrschaften im zweiten Stockwerk dieses Hauses.“

„Kniebel —“

„Die Gräfin Brankowan wird das Fräulein Kniebel großartig vergessen machen“, sagte Silbermann feierlich. „Diese Erscheinung! Dieser Schick! Und diese Mittel! Einmal überwältigend!“

Brankowan hörte nicht darauf. Der gestrige Abend, dieser seltsame Zufall, ganz ohne sein Zutun — das alles machte ihn auf Sekunden verstummen. Brankowan sah Harde wieder neben sich stehen, das bleiche Antlitz gleichgültig der Menge zuwendend, die dunklen Augen allein auf ihn lächelnd richtend, sonst kalt und hoörsahrend. Er hörte wieder aus ihren Worten den verheilerten Geldstolz heraus, der den an sich vornehmen Eindruck ihrer Persönlichkeit ungewollt beeinträchtigte. Und nun verstand er auch ihre Frage: „Halten Sie hundertundsünfzigtausend Mark für ein Vermögen?“

„Woher wissen Sie, daß die junge Dame auf diese Weise untergebracht werden will?“ fragte er hastig.

„Ich weiß bestimmt“, sagte Silbermann, „daß man in der Familie mindestens auf einen adeligen Gatten für sie rechnet. Ich bitte Sie, Herr Graf, ein so reiches junges Mädchen!“

„Lassen Sie aber jezt Ihre Hände ganz aus dem Spiel“, fiel Brankowan, aus seinem Nachdenken erwachend ein. „Ganz und gar — vorläufig. Ich werde mir die Sache allein durch den Kopf gehen lassen. Sie rühren keinen Finger! Verstanden?“

Silbermann verneigte sich. „Wie der Herr Graf wünscht. Selbstverständlich. Selbstverständlich stehe ich mit meiner Zeit und meinen Diensten stets zur Verfügung.“

Brankowan nahm seinen Hut vom Tisch. „Die Angelegenheit überlassen Sie also vorläufig mir“, sagte er kurz. „Das weitere findet sich. Adieu!“

Und dann kam der Augenblick, da Wamulff von Barnewald die Kätkin aufsuchte, der Mann, den Müllbrich nie aufgehört hatte, seinen besten Freund zu nennen. Er nahm ihre Hände und küßte sie sichtlich bewegt. „Ich rechne diesen Tag und diese Stunde zu den bevorzugtesten meines Lebens. Ich habe es nie begreifen können, Ihnen gar nichts sein zu dürfen. Uebrigens wird sich mein Sohn gestatten, sich später ebenfalls vorzustellen. Wo steht denn Fräulein Kniebel?“

„Sie ist verheiratet“, sagte die Kätkin leise, wie schuld- bewusst das Haupt senkend.

„So — so! Und die — Müllbrichs Kleine?“
 „Kommt bald aus der Stunde.“
 „Sieht ihrem Vater ähnlich — was?“
 „Mir selbst mehr, sagt man“, lächelte die Kätin, ihr Gesicht zu ihm erhebend, als müsse er jetzt schon die Ähnlichkeit herausfinden.
 „Da ist sie sehr klug gewesen“, scherzte er.
 Dann saßen sie nebeneinander, und es war, als sähe Müllbrich als Bindeglied zwischen ihnen und erwärmte ihre Herzen durch seine Gegenwart.
 Warnulf gefiel es außergewöhnlich gut in dem stillen, durchdussten Zimmer.
 „Wenn ich ganz aufrichtig sein soll“, sagte er, den Blick auf Müllbrichs große Photographie an der Wand richtend, „so fühle ich mich hier als kein Fremder mehr.“
 „Es hat ja auch niemand ein größeres Recht darauf, sich unter uns heimisch zu fühlen, als Sie, Leopolds erprobter Freund. In jenem Schreibstisch war's, wo er mit so großer Freude Ihre Jagdeinladung beantwortete“, sagte die Kätin bewegt. „Und er kam nicht wieder!“
 „Bei dem Worte Schreibstisch“, sagte Warnulf, teilnehmend nickend, „fällt mir etwas ein, wonach ich neulich schon fragen wollte. Haben Sie von Barnelow aus noch einen Brief von Müllbrich erhalten?“
 Die Kätin sah erstaunt auf.
 „Ich meine einen Brief oder Zettel, den er an jenem Abend kurz vor seinem Ausbruch zum Anstand an Sie schrieb?“

„Nein“, sagte die Kätin, die Teetasse niederlegend. „Nie ist eine Zeile aus Barnelow damals an mich gelangt.“
 „Sie wissen das ganz genau? Bei dem, was folgte und dann alles auf den Kopf stellte, konnte doch leicht etwas übersehen und vergessen werden.“
 „Ich versichere Ihnen, Herr v. Warnulf, sagte die Kätin mit fester Stimme, ihr Herzklopfen mit Gewalt unterdrückend, „ich könnte meine Hand dafür ins Feuer legen, daß kein Brief oder überhaupt etwas Schriftliches aus Barnelow an mich gekommen ist. Wie gänzlich auch damals die Welt für mich untergegangen war, eine Botschaft von Leopold hätte keiner gewagt mir vorzuenthalten.“
 „Dann bleibt es unerfindlich für mich, ein Rätsel —“
 „Was?“ fragte die Kätin. „Was ist Ihnen ein Rätsel?“
 Warnulf richtete einen grübelnden Blick auf sie. „Es ist nämlich Tatsache, daß Müllbrich kurz vor dem Verlassen des Hauses oder bald nach dem Essen einen Brief oder Zettel geschrieben hat. Mein Diener, der ihm beim Umkleiden half, versicherte es und beteuert auch heute noch, daß der Amtsgerichtsrat einen Briefumschlag von ihm verlangt habe. Ferner behauptet er fest und fest, im Hinausgehen noch gesehen zu haben, daß Müllbrich schrieb und dann das Blatt aus seiner Brusttasche riß.“
 „Nicht möglich — nicht möglich!“ rief die Kätin.
 „Mein Diener ist ein zuverlässiger Mensch“, sagte Warnulf. „Sie können ihn selbst befragen. Ich zweifle auch gar nicht an der Tatsache.“
 „Wo sollte aber der Brief geblieben sein?“ rief die Kätin.
 „Bei uns in Barnelow ist er nicht gefunden worden. Vielleicht ist in seinen Kleidertaschen —“
 „Nichts war darin, als was ich selbst herausnahm. Kein Brief — kein Zettel!“
 „Dann gebe ich das Raten auf.“
 „Vielleicht hat er an einen der Mitgäste —“
 „Waren ihm fast alle fremd. Lassen wir die Sache ruhen, meine verehrteste Frau Müllbrich. Wir wollen uns nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen. Es kann immerhin von Seiten meines Dieners doch eine Verwechslung vorliegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Erntedank

Vom Sinn der Volksfeier auf dem Budeberg

Von Dr. Kurt Bollert

Im Kranze hoher deutscher Volkstumseste, die uns das neue Reich zu Ehren brachte, glänzt hell eine reife Lehre, der Tag des Erntedanks. Seit im vorigen Jahre der Budeberg den erhebenden Anblick eines in sich geeinigten Volkes bot, das den Schöpferkräften des Himmels und der Erde für die Ernte seines Heimatbodens dankte, hat sich ein Wandel nicht nur äußerer Art in Millionen deutscher Herzen und Hirne vollzogen. Die einst so billige Redensart von „Stadt und Land Hand in Hand“, unter der sich Bauer und Städter nichts Rechtes vorstellen konnten, hat einer höheren Einsicht Platz gemacht. Nicht darauf kommt es an, wie es jedem der beiden wohlergehe auf dieser Erde, sondern daß ein jeder von ihnen seine Schuldigkeit tue für Volk und Heimat. Ohne Arbeit kein Brot, aber ohne Brot auch keine Arbeit. Von dieser Erkenntnis geleitet, mußte das neue Reich beim Bauerntum beginnen, wollte es überhaupt die Grundlagen für einen organischen Aufbau unserer gesamten Wirtschaft aus dem Trümmerhaufen einer zerstörten Wirtschaftsordnung schaffen; denn nach wie vor gehört die Sicherung der Ernährung des ganzen Volkes aus der Ertragskraft der deutschen Scholle zu den vorrangigsten Aufgaben von Staat und Wirtschaft.

Das Gemeinschaftserlebnis des vorjährigen Erntedankfestes auf dem Budeberg hat reife Früchte getragen, wie wir heute mit Genugtuung sagen können. War es nicht immer so in der Geschichte unseres Volkes, daß der Deutsche, vor eine große und edle Aufgabe gestellt, über sich selbst hinauswuchs und eine Leistung vollbrachte, die in der ganzen Welt Achtung vor seinem Willen und Können erzeugte? Auf irgendeinem müssen wir Deutschen stolz sein können, etwas als unsere weltgeschichtliche Aufgabe ansehen, das niemand so gut vollenden kann wie wir, ja, daß überhaupt unvollendet bleibt, wenn wir es nicht durchzuführen. Wir haben, um beim Wirtschaftlichen zu bleiben, die Welt durch die Muster einer Sozialgesetzgebung und ständischen Gliederung größten Ausmaßes um Schöpfungen bereichert, die heute unerreicht dastehen. Und unser Deutschland ist — dessen mögen wir getrost uns rühmen — das erste Land der Erde, das die Frage der Erhaltung des Bauerntums vom Blut und Boden aus in einer Weise

löste, die auch vom Auslande schlechthin als vorbildlich gepriesen wird. Das landwirtschaftliche Entschuldigungsgebot, das Gesetz über den vorläufigen Aufbau des Reichsnährstandes und die bisherigen Maßnahmen zur Markt- und Preisregulierung für landwirtschaftliche Erzeugnisse seien hier nur angedeutet, um zu zeigen, welche gewaltige Aufbauarbeit im Laufe eines einzigen Jahres vom neuen Reiche geleistet worden ist.

Wir haben somit allen Grund, stolz auf das Erreichte, auf eine Ernte zurückzublicken, die uns nicht minder wichtig erscheint als die der Früchte deutschen Feldes. „Wir brauchen den Bauern als die Blutquelle des deutschen Volkes, und wir brauchen ihn als den Ernährer.“ Dieses geflügelte Wort des Reichsernährungsministers und Reichsbauernführers Darré sei all jenen noch abseits der großen Volksgemeinschaft lebenden Körpern und Besserwissern ins Gedächtnis zurückerufen, die für den tiefen Sinn der großen Volksfeier auf dem Budeberg ebenso wenig Verständnis befunden wie für das Wesen eines deutschen Erntedankfestes überhaupt. Sie vergessen ganz, daß des Bauern ewige Werkstatt die lebendige Natur bildet. „Wer ein glorreiches Vaterland will“, sagte ein Ernst Rorich Arndt, „der mache einen festen Beschluß und feste Bauern.“ Und am liebsten Besitz des Bodens festigen sich Sitte und Gesetz!

Erst der Wille des Führers schuf im neuen Reiche die notwendigen Voraussetzungen für die Abhaltung einer solchen Erntefeier des ganzen Volkes. Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, da man von amtswegen entweder innerlich teilnahmslos oder mit gehobelmäßigem kulturgeschichtlichem Interesse das farbenfrohe Leben und Treiben auf vereinzelt Bauernhöfen verfolgte, auf denen sich allen neu-modischen Väterungen zum Trotz die von früheren Geschlechtern ererbte Gesinnung der Erntedankfeste behauptete. Und statt den Rahmen solcher ländlichen Feste zu vergrößern, sie volkstümlicher zu gestalten, engte man sie ein. Sie mochten recht haben, die klugen Leute, wenn sie erklärten, man solle Erntefeiern nicht im Wirtschaftshaus, sondern in den Räumen der Guts- und Bauernhöfe abhalten. Aber sie irrten sich gründlich, wenn sie annahmen, diese Erntefeiern seien, da keine öffentlichen Lustbarkeiten, zu denen alles herbeiströmt, lediglich „Feste der engen Arbeitsgemeinschaft, die vielleicht einige Freunde und Nachbarn einlädt, sonst aber sich abschließt“. Der gewaltige Eindruck, den das vorjährige Volksfest auf dem Budeberg hinterließ — es war dies ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes! — mag diese Neunmalweisen eines Besseren belehren, ihnen gezeigt haben, daß in Millionen deutscher Volksgenossen bodenständiges Denken und Fühlen vorhanden sind. Und zwar trotz aller Verstärkungsversuche der letzten Jahrzehnte, trotz der Unterjochung bäuerlichen Lebens, wie sie von art- und bodenfremden Kräften lange genug gefördert und verbreitet wurde!

Wer am vorjährigen Erntedanktag auf dem Budeberg Augen hatte, um zu sehen, Ohren, um zu hören, der sah und hörte genug, um den natürlichen Sinn dieser wundervollen Volksfeier zu begreifen. Wir wissen wieder, wieder gesunder Altväterglaube in all den bäuerlichen Erntedankbräuchen schlummerte, die man jetzt bewußt zu neuem Leben erweckt hat. Kein Erntefest ohne Erntedank, ohne helfenden Dank für die Armen einer Gemeinschaft. So hielten es unsere Vorfahren, und so halten wir Deutschen es wieder. Deutschem Empfinden entsprach es von jeher, den Schöpfer für den Segen der Erde zu loben, Altäre mit den schönsten Gaben des Feldes zu seiner Ehre zu schmücken und dem in Not geratenen Nächsten brüderlich zu helfen, ihn teilzunehmen zu lassen am Dank für eine gute Ernte.

Hebet, ihr Lieben, die goldene Garbe,
 Schwinget sie auf den bekränzten Altar;
 Daß nun im Lande kein Hungeriger darbe,
 Stellt sie zum Zeugnis im Heiligtum dar.
 Mühlen, sie mahlen, Tennen, sie drücken,
 Loben im Takt das geeignete Jahr.

Und wenn am 30. September dieses Jahres wieder Millionen und Abermillionen deutscher Arbeitshände sich emporetzen, um der gütigen Vorsehung für die Ernte zu danken, für Arbeit und Brot, so wissen wir, daß diese Kundgebung aus dem Herzen des ganzen Volkes kommt. Und das gibt dem Tage seine besondere Weihe.

Der Pflüger

Das erste Frührot steigt und streift
 Den Acker, schimmert um die Pferde;
 Da schaffst er schon. Die Pflugchar greift
 Tief in die braune Erde.

Die Hände halten hart umspannt
 Des Pfluges Griff. Die Augen gehen
 Stolz übers morgentüchle Land:
 Hier wird einst Korn im Winde wehen!

Die Pferde dampfen. Hügelan
 Zieht er der Furchen frische Streifen,
 Wie seine Väter es getan.
 Sein Werk wird in die Zukunft greifen.

Groß steht er oben. Golden loht
 Das Licht um ihn und seine Erde.
 Er wendet schweigend und schafft Brot
 Für Weid und Kind am eignen Herde.

Julius Bausmer.

Die guten Vorsätze

Skizze von Georg A. Dedemann

Ein warmer Septemberwind trägt den herben Duft trockenen Grummets über die weite Landschaft. Die Kastanien des Lehnhofes lassen tote Blätter vom Leibe fallen, müde, zu müde, um unnützen Ballast noch länger zu tragen. Sogar die lustigen, allzeit freundlichen Birken des nahen Forstes blicken matt und schlüfrig vom Hügel herab. Die Erde wartet schon in breiten, braunen Schollen auf den Winterschlaf. Ausgestreckt und breitpurig liegt sie da, einem ermüdeten Arbeitstiere gleich, das sein Tagewerk vollbracht hat. —

Drin im Tale liegt der Lehnhof. Seine Schreunen und Speicher sind gefüllt. Das war ein Jahr, das war eine Ernte, wie seit langem nicht! Nun ist Erntedank!

Sie haben die Tenne nicht umsonst geschrubbt und geäeuert und gedü, eine volle Woche lang, und das Podium aufgestellt für die Ruffanten.

Erntedank! gewiß, mit dem Kirchgang fängt das an, schön und ernst und feierlich. Aber die rechte Feier ist doch immer erst die Lust! Die kommt so fein dahergewedet mit verlockenden Fiedeltönen, mit Wein und Tanz und Lachen.

Der alte Lehnhofer steht vergnügt unter den Rächtkänzern. Er verschränkt die wuchtigen Arme über die breite Brust und blickt wohlgefällig dem bunten Treiben zu. Hei, wie die Jugend tanzt!

„Heute soll's keine unerfüllten Wünsche geben“, denkt er und schmunzelt zufrieden aus seinem breiten, braunen Gesicht. Ein wenig selbstherrlich blickt er umher und bläst den würzigen Rauch seiner Zigarre bedächtig in die Luft. Ein Gefühl des Stolzes erfüllt ihn, eine Anwandlung ganz istsamer Art.

„Hundert Bettler müßten jetzt kommen oder irgend ein bedrücktes Seelchen, wußt der Himmel, ich würde Segen stiften, daß es eine Art hätte —“

In dieser Seelenverfassung ist der Lehnhofer. Jedesmal zum Erntedank ergeht es ihm so; da stürmt eine Woge warmer Empfindungen auf ihn ein, und der alte Lehnhofer möchte dann am liebsten aus einem Optimisten ihrer tausend machen.

Wie die guten Vorsätze nun wieder einmal so wohlgefaunt an den jarten Fäden seiner Seele zupfen, da entdeckt der Bauer mit einem Male die Leni, wie sie traurig und geklunkten Kopfes in einem einsamen Winkel sitzt.

„Ei“, murmelt der Lehnhofer und läßt seine Blicke schweifen, „da tanzt ja mein Sohn mit der besten Kathi!“

Der Lehnhofer läßt die breiten Hände langsam in den weiten Hosenentaschen verschwinden und ruft seinen Peter heran. Der kommt nach dem Tänzchen gut aufgelegt herbei. „Nun, Vater?“

„Wie ist das mit der Leni?“ knurrt der Alte.

Aber der Sohn, groß und breit und kraftvoll wie sein Vater, blickt sich um und lacht nur. Er ist gar nicht in problematischer Stimmung.

„Hm, was kümmerst's mich?“

„Ragst sie nicht mehr, die Leni?“

„Du wolltest ja nicht! Nun ist's vorüber. Seifenblasen!“

„Schweig, Bursch!“ zischt der Alte. Denn er will ein gutes Wort tun, er will Segen stiften. „Jetzt geh und tanz mit der Leni!“

Ein jedes Lachen ist die Antwort. Im neuen Tanze umarmt der Peter wieder die feste, feste Kathi. Der Alte grübelt und ist nun mißgestimmt. Das hat seinen Haken mit der Wohlthaterei.

Im rauschenden Wirbel tanzen die Paare vorbei. Die Viele knarrt unter den wuchtigen Tritten der Bauernburischen, die ihre Mädchen beim Tanze durch die Lüfte schweben und mit einem Zucker ausfangen. Hei! Schon schmunzelt der Alte wieder. Es ist ja so fröhlich um ihn und Leni — nun, warum kauerst sie auch so trübsinnig in ihrer Ecke? Warum tanzt sie nicht? Genug Burischen tragen's ihr an. Sie mag nicht, sie schüttelt immer traurig den Kopf. Jetzt hat der Bauer plötzlich das Empfinden, als sei es von der Leni nur ein Stück trübsinniger Selbstbehauptung, so dazuzuhin mitten im Frohsein, wie eine Insel des Leidens.

„Hm“, denkt er dann wieder, „eigentlich schaut sie gar nicht so böse aus, nein. Die Schledrigkeit hat nicht so seine Linien und der Trost nicht so schöne blauen Augen.“

Der Alte möchte die Leni gern einmal lachen sehen. Aber der Peter, dieser vertraute Bursch, der hat keinen Schadel für sich. Der wirbelt die Kathi im Tanze herum, als gä's gar kein Herzleid auf der Welt. Darüber kränkt sich der Lehnhofer. Es gefällt ihm nicht, dieser Zweispalt der Gefühle in seinem Kreise.

Wie nun die Leni wieder ordentlich zu Ehren gekommen ist in seinem Bewußtsein, derart, daß er sich entschließt, selber nochmal ein Tänzchen zu wagen, ein Tänzchen mit der traurigen Leni, da steht die andere plötzlich vor ihm, da steht Kathi vor ihm mit heißen, glühenden Wangen und mit lachenden, strahlenden Augen, macht einen gar iberlichen Knids und bittet mit roten, klüsternden Lippen: „Darf i bitten, Lehnhofers Vater...?“

„Himm! Herrgott, auch das noch!“ murmelt das gute Gewissen in des Alten Brust. Die Zigarre geht sehr schwer aus der Hand. Der Lehnhofer leucht dabei und guckt immer nur auf den Boden, um nicht zu sehen, was die arme Leni wohl für ein Gesicht macht. Irigendwo steht der Peter und feiert. Sein Gesicht glüht vom Wein und vom Tanze. Ein Wink, ein Tusch, der Alte tanzt seine Ehrenrunde mit — ja, du lieber Himmel — mit der besten Kathi.

Winzers Erntefreuden

Als Roach aus dem Kasten kam... Der siebentausendjährige Weinstock — Traubenlese zur Schneeschmelze — Als der Bürgermeister nur mit Wein besoldet wurde

Von Ludwig Vogt-Harrach

Wer aufgeschlossenen Sinnes durch die Wälder streift, hat sicherlich auch schon einmal vor dem Gasthaus der Hirschläufer gestanden, einem Eichenbaume, dessen Rinde aus irgendeiner Wunde heraus plötzlich zu bluten begann und nunmehr zu einem viel besuchten Stelldichein der trübsinnigen Kerbtiere wurde. Da steht man sie von allen Seiten herbeiströmen, die würdigen Herren in den tabakfarbigen Röcken, ernst saugen sie an dem Saft, den die allzeit in der Luft sich tummelnden Hefepilzchen schlemmen in ein berausches Getränk verwandelt haben. Und an den torkehenden Bewegungen, mit denen sich die wackeren Jecher auf den Heimweg begeben, läßt sich inschwer erkennen, wie sehr ihnen der Amtrunk gemundet hat.

Soll man den Stab brechen über ein Rauschlein, das sich die unschuldige Kreatur gestattet? Ist das, was diesen Geschöpfen frommt, wider alle Vernunft? Ruh eine Gabe, die Mutter Natur so gern und reichlich selbst ihren geringsten Geschöpfen darreicht, so verabscheuungswürdig sein, wie dies von manchen Aposteln gepredigt wird?

Man nimmt an, daß bereits vor sieben Jahrtausenden eine Kultur der Rebe bestand. Noch heute wächst die



Traube wild in den großen Wäldern des Kaukasus und am Nil. Die Wildrebe wird sogar in den Forsten der Rheiniederung angetroffen. Unsere Vorfahren haben sich schon vor Jahrtausenden an den winterharten Früchten erquickt, da sie auf der Nahrungssuche durch die Wälder streiften. Als das klassische Weinvolk gelten die Griechen. Ihre Sagen preisen die Rebe. Ihre Münzen tragen statt der Herrscherbilder die Traube. Der Wein bündigt den ungefügen Riesen Polaphem, als der Dulder Odysseus in Gefahr ist. Den Schild des stärksten aller Helden, des Achill, zierte die Darstellung der Weinlese. Römische Soldaten trugen den Wein durch Germanien. Die Römer pflanzten ihn. Die Ritter des Deutschen Ordens brachten ihn sogar in das Sumpfland des Ostens, wo er allerdings nur kümmerlich gedieh.

Es ist ein köstlicher Tropfen, der unter der gnadenreichen Sonne des Jahres 1934 heranreife. Wer aber weiß, daß man selbst bis zur Schneeschmelze mit der Rebe schon einmal hat warten müssen, weil die Traube nicht zur rechten Zeit reifen wollte? Das ist im Jahre 1812 geschehen, allerdings nicht im deutschen Vaterlande, sondern fern in Ungarn, als die Sonne dem Totaiert nicht hold war. Man wollte gerade an das Einheimen der Trauben gehen, da brach der Winter mit frühem Schneefall herein. Die Rebe wurde erst mit dem 25. Februar des Jahres 1813 begonnen. Da setzte das Tauwetter ein. Aber es erwies sich, daß der Winter den Trauben nicht geschadet hatte. Nur ihre lebhafteste Farbe war vergangen, und der Saft bleicher als bei der zweiten, der richtigen Reife des Jahres 1813. Nicht selten allerdings wissen die alten Chroniken auch von Missernten zu berichten. So brauchte man im rheinischen Erpel vier Jahre hintereinander keine Weinbergshütten aufzustellen, weil der geringe Behang es nicht lohnte. Damals galt der Wein als das übliche Zahlungsmittel. Parrer und Bürgermeister wurden damit entlohnt. Ebenso auch der Scharfrichter, wenn er von Vinz nach Erpel kam, seines Amtes zu walten. In guten Tagen dagegen feierte man in Erpel den „Mannstag“, an dem die neugeborenen Gemüther der Gemeinde traktiert wurden und ein jeder, wenn er den ihm gebührenden Anteil erfahren wollte, durch den Kamin nach den Sternen sehen mußte. Soviel Sterne er erblickte, soviele Schoppen durfte er trinken.

Nach der Bibel war der alte Noah der Vater des Weinbaues. Aber in Wirklichkeit hat es sich wohl so zugetragen, daß nicht von einzelnen Menschen, nicht von einem einzelnen Volke die hohe Kunst entdeckt wurde. Sicherlich ist man überall, wo es die bekömmlichen Trauben gab, auf den Gedanken gekommen, Wein zu bereiten. Wahrscheinlich gedieh die wilde Rebe vor alter Zeit auf dem größten Teil der gemäßigten Zone.

So ist es auch der Zufall gewesen, der unsere Vorfahren mit dem Met bekannt machte. Sie haben schon in grauer Vorzeit gern einen guten Trunk zu sich genommen. Von jeder liebten sie den Honig der wilden Biene. Den mußten sie vor dem Genuß allerdings mit Wasser verdünnen, damit er nicht gar zu süß schmeckte. Es kam dann vor, daß dieser Trank einige Tage in dem Gefäß stehen blieb. Diese Zeit genügte, um den allzeit geschäftigen, überall in der Luft schwebenden Keimen des Gärungsprozesses Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Schnell hatten sie die Gärung bewirkt. Vor unseren Vordadern stand der bekömmliche Met.

So war es immer die gütige Mutter Natur selbst, die ihren Geschöpfen den betäubenden Trank mundgerecht vorsetzte, den Hirschkäfern, den Bienen, den Schmetterlingen, den Menschen. Man weiß, daß ein Kämpfer mit besonderer Schnelligkeit begabt ist, wenn man ihm Schaumwein verabreicht hat. Zudem lehrt uns die Wissenschaft, daß der Wein während der Gärung die Bakterien, die uns die Cholera bringen. Er vernichtet die Bazillen, die uns mit Typhustransmissionen schlagen. Er zerstört die Kolibakterien. Der Wein enthält die vielgerühmten Vitamine. So ist er nach den Worten des bekannten Chemikers Justus von Liebig ein Mittel der Erquickung, wo die Kräfte des Lebens erschöpft sind, der Beseuerung und Steigerung. Dem Saft der Rebe ist im Kreislauf des Lebens eine wichtige Rolle zugewiesen. Deshalb tritt neben den Bauern, der in harter Arbeit seiner Scholle das tägliche Brot abringt, der Winzer, der mit der gleichen Tapferkeit und Ausdauer um das Gedeihen der Rebe kämpft.

Die letzte Garbe

Er ist nicht mehr häufig anzutreffen, der Kult der letzten Garbe. In ältester Zeit bestand er darin, daß man das letzte Bündel Heu von dem Felde stehen ließ. Dadurch gedachte man sich die Fruchtbarkeit des Ackers zu erhalten. Man nannte die letzte Garbe wohl den Alten oder den Wolf, in Oesterreich auch Bärmandl, in Baden Bod, in Hannover und in Hessen den Vogelzehen, in Oldenburg den St. Petersbusch, in der Altmark und in Mecklenburg den Vergoodendeel. Das ist dann der für Botan bestimmte Teil. Schon aus diesem Brauche geht hervor, daß der Kult der letzten Garbe vielfach auf heidnischen Ursprung zurückgeht. In anderen Fällen sind allerdings auch christliche Einflüsse unverkennbar. In Bayern drehte man die stehen gebliebenen Roggenhalme zu einer Puppe zusammen, die mit Blumen geschmückt wurde. Das Ganze ehrten dann die Schnitter als Sanct Oswald durch Niederfallen auf die Knie. Daher der Name Niederfall, den man danach dem Erntemahle verlieh. In anderen Gegenden pflegte man die letzte Garbe mit Roß, Hofe und Hut zu bekleiden und sie unter Hinzufügung eines Verschens dem Bauern zu überreichen. Nicht selten wurde der „Alte“ auf dem Bauernhofe niedergelegt und von den frühlichen Schnitterinnen und Schnittern umtanzt. Wenn dies geschehen war, hängte man ihn über der Stalltür auf, wo wo aus er eine glückbringende Kraft ausstrahlte. „Nehmen Sie den Alten wohl in acht, er wird Sie behüten Tag und Nacht!“ sagte man in einer Anekdote an den Bauern, die uns aus diesem reichen Brauchstum erhalten geblieben ist. Unter dem Alten darf man sicher den Gott Wotan verstehen. Auf sein Wohlwollen kam es unseren Väter vor allem an. Und wenn sie ihm die Getreidebündel spendeten, so dachten sie dabei an Sleipnir, sein Roß.

Die gefangene Möwe

Von E. van Veldt de Zeude

„Und wenn die Flügel wieder gewachsen sind, dann bringen wir die Möwe ans Meer zurück“, hatten die beiden Kinder jedem erzählt, der ihnen zuhören wollte.

Der Vater hatte die Möwe eines Morgens im Garten gefunden. Ihr waren die Flügel beschritten worden, anscheinend von jemand, der sie gefangen halten wollte. Dennoch mußte die Möwe entschläpft und schließlich erschöpft im Garten der Familie niedergelegt sein. Hier war sie dann mit ängstlichen Augen und nach jedem Pfänd, der sich ihr nähern wollte, liegen geblieben. Die Kinder, die achtjährige Emma und der sechsjährige Hans, hatten vorsichtig einen Korb mit Brot und Milch für sie hingestellt und nach einigen Tagen war der schöne Vogel so zahm geworden, daß er furchlos durch den Garten hüpfte und keine Reizung zum Entfliehen zeigte.

Die Möwe schien nicht so unjähzähbar zu sein, wie man gemacht hatte. Sie schlief des Nachts in einer leeren Kiste mit etwas Stroh darin, benahm sich mehr und mehr wie ein Haustier und wurde nach einigen Wochen sogar so zahm, daß sie sich auf die Hand oder die Schulter der Kinder oder der Eltern setzte.

Dennoch hatte der Vater gelagt: „Eine Möwe muß in Freiheit herumfliegen. Wenn unsere erst wieder ganz bei Kräften ist, geben wir mit ihr ans Meer, um ihr die wahre Freiheit zurückzugeben.“

Den Kindern tat es wohl ein bißchen leid, daß sie den Vogel wieder hergeben wollten, aber andererseits machte ihnen der Gedanke Freude, daß ihre Möwe dann wegschweden würde in die weite Welt.

Die Kinder liebten ihren Vogel sehr, aber vielleicht liebten sie ihn doch nicht so sehr wie ihre Mutter. Wenn ihr Mann im Büro und die Kinder in der Schule waren, konnte sich die junge Frau Houvert stundenlang mit dem Tier beschäftigen. Sie pflegte es liebevoll und führte lange Gespräche mit ihm. Es war wohl in der Hauptsache ihr zu danken, daß der Vogel so zahm geworden war.

Frau Houvert fühlte sich zu der gestutzten Möwe wahrnehmlich deshalb so hingezogen, weil sie sich in den letzten Jahren auch ein bißchen gelähmt gefühlt hatte. Vor ihrer Ehe war Frau Anna Schauspielerin gewesen. Sie hatte unbestrittenes Talent, sie spielte bereits große Rollen, und sie wäre vermutlich eine berühmte Künstlerin geworden, wenn sie nicht in ihrem dreizehnwanzigsten Jahr geheiratet hätte. Sie heiratete ihren Mann aus Liebe und empfand es darum nicht als sehr ihmerzlich, ihre Künstlerlaufbahn aufzugeben. Edgar Houvert hatte es nicht von ihr verlangt, aber es selbstverständlich gefunden. Aber jetzt, nach zehnjähriger Ehe, schien es, als ob sich etwas in ihr veränderte. Sie fing an, das zu entbehren, was sie leichten Herzens aufgegeben hatte, die Bühne. Sie verlangte wieder nach allem, was die Künstlerlaufbahn wohl und das Familienleben nun einmal nicht geben kann.

Annys Stimmungen blieben ihrem Gatten nicht verborgen. Er suchte ihr möglichst viel Ablenkung zu verschaffen, aber es half nicht viel, denn das Verlangen ließ sich nicht aus Annys Herzen verbannen. Und gewiß war es gerade diese Sehnsucht, die sie so enge Freundschaft mit der Möwe schließen ließ, denn die mußte ja auch verlangen nach dem großen, freien Leben auf Meer und Strand, das sie einmal gefannt hatte.

„Jetzt sind die Flügel wieder groß und stark“, jagte Edgar eines Sonntag morgens, „nun wollen wir sie ans Meer zurückbringen.“

Mit wehmütigen Gefühlen nahmen Eltern und Kinder im Auto Platz. Edgar saß am Steuer und neben ihm sein Sohn, während Frau Anna und ihr Töchterchen im Innern saßen. Die Möwe hatte auf der Hand der Mutter und stierte neugierig umher. Frau Anna streichelte laßt die reinen Fühler und dachte: „Du darfst wieder zurück in deine eigene Welt, in die Welt, in der du zu Hause warst, bevor dir die Flügel beschritten wurden.“ Und ihre Augen waren feucht vor innerer Bewegung.

Am Strande ging Edgar voran, wie ein Falkener aus alten Zeiten die Möwe auf seiner Hand. An beiden Seiten liefen die Kinder, voller Spannung, was geschehen würde, während die Mutter ihnen folgte.

Schon schwebten andere Möwen über Meer und Ufer. Edgar blieb stehen und wartete den Vogel in die Luft.

„Gute Reise, und denk auch einmal an uns!“ rief er ihm lachend nach.

„Gute Reise, gute Reise!“ jubelten die Kinder.

Die Möwe schwang sich mit ein paar starken Schlägen in die Höhe und beschrieb einen weiten Bogen über den Wellen der Brandung. Aber dann kehrte sie zum Strande zurück, zog immer kleinere Kreise über den Häuptern der Gruppe und schied endlich ruhig nieder auf Edgars erhobene Hand.

„Was ist denn das?“ fragte er erstaunt, „kommst du wieder zurück? Nein, das sollst du ja gar nicht! Du sollst frei sein und wegschlagen zu deinen alten Kameraden!“

Wieder wart er den Vogel in die Luft, und wieder kehrte sie Möwe zu den Menschen zurück.

Noch dreimal versuchte es Edgar, aber immer mit dem gleichen Erfolg.

„Die Möwe will nicht mehr von uns fort, sie ist nun ganz unsere Möwe geworden!“ jauchzten die Kinder.

„Was für ein merkwürdiges Tier“, jagte der Vater, „es scheint, als ob das Meer und die Weite sie schwindlig machen. Es ist keine Seemöwe mehr, es ist eine richtige Hausmöwe“

geworden. Was sollen wir tun, Ann? Wollen wir sie wieder mit nach Hause nehmen?“

Und während sie mit der Möwe am Strande entlang zurückkehrten, ging die junge Frau eng an ihren Mann geschmiegt, als ob sie Furcht gehabt hätte, ihn für immer zu verlieren.

Stimme aus dem Aether

Humoreske von Walter Jensen

„Et verflucht! Meine Hauschlüssel vergessen!“ das war der letzte Gedanke Kaver Seierles, bevor es im Zuschauerraum des Weimarer Nationaltheaters dunkel geworden war und der Dirigent an das Pult klopfte. Seierle war eigens von Erfurt nach Weimar gefahren, um die neue Oper zu sehen, von der so viel in den Zeitungen stand. Infolge des schlechten Wetters war keine Frau nicht mitgekommen. Aber sie hatte ja Radio im Hause, da konnte sie alles mithören; so gut mithören, daß sie beim ersten Beifall mit Bestimmtheit die klatschenden Hände ihres Kaver (Handschuhe nur nach Maß) zu erkennen glaubte. Der ganze nächste Akt war ihr wurscht, denn ihre Musikalität kannte — im Gegenlag zu ihrem Familiensinn — Grenzen. Ihr schien es nur darum zu tun, zum Abschluß die Hände ihres beglückter klatschenden Kaver zu hören. Das war ihr musikalischer Genuß.

Und da Kaver in der ersten Reihe, gleich hinter dem Orchester lag, keine fünfzig Zentimeter von dem Mikrophon entfernt, so war das schon möglich. Seierle allerdings konnte sitzend das Mikrophon nicht sehen, denn die Schutzwand zwischen Orchester und Parkett verpererte ihm die Aussicht auf das wohlbekannte Gerät. Nachdem der Beifall nach dem zweiten Akt verträuscht war, stand Seierle auf und spähte hinab in den Orkus, aus dem alle Musik verschwunden war. Im gleichen Augenblick vernahm Emma Seierle in Erfurt die offensichtlich nicht zur Oper gehörenden Worte: „Sie, Herr Konzertmeister, ist das Ding da ein Mikrophon?“ Und sie kannte doch die joviale Bassstimme ihres Angetrauten! Eine tenorale Stimme kam vom Lautsprecher: „Freilich! Aber nicht anfassen!“ Und dann wieder der Saß: „Emma, ich habe meine Hauschlüssel vergessen! Komm an die Bahn!“ Und gleich darauf Gelächter aus den Sphären...

So hatte Emma einst geträumt, daß ihr Kaver mal zu ihr sprechen würde, wenn er als Abg. hiedener den Wunsch habe, sich ihr bemerkbar zu machen. Zitternd vor Aufregung trat sie um Mitternacht laum dem Hauschlüssel auf den Bahnsteig, und wenige Minuten darauf lag das Ehepaar sich in den Armen.

Buntes Allerlei

Künstliches Licht auf dem Aker

Die Frage, welche Wirkung eine künstliche Beleuchtung auf das Gedeihen von Pflanzen ausübt, ist in jüngster Zeit in wachsendem Grade Gegenstand der Forschung gewesen. Wie wir heute wissen, können Sommerpflanzen dadurch, daß man sie einer erhöhten Stundenzahl von Lichteinfluß aussetzt, auch im Winter gezeitet werden. Schon geringe Mengen künstlichen zusätzlichen Lichts erhöhen die Zahl der Blüten. So lieferten Stiefmütterchen, die bei gewöhnlichem Tageslicht nur durchschnittlich 1,8 Blüten brachten, bei verhältnismäßig schwachem künstlichem Licht deren 13,3. Bei Ästern stieg die Zahl der Blüten um 86 v. H., während zugleich der Durchmesser um die Hälfte größer wurde. Man rechnet in Fachkreisen damit, daß künftig das Blüten der Pflanzen durch entsprechende Eingriffe auf jeden beliebigen Tag vorherbestimmt werden kann.

Der deutsche Bauer ernährt uns billig

Infolge der Gesetzgebung, die sich mit dem Reichsnährstand und der Marktordnung befaßt, wurde das frühere System der willkürlichen Preisbildung in weitem Umfang durch feste Preise abgelöst. So kommen beide, Erzeuger und Verbraucher, zu ihrem Recht. Der erstere ist den Zufällen des Marktes nicht mehr hilflos preisgegeben, und der Verbraucher hat die Bürgschaft dafür, daß eine Teuerung nicht plötzlich sein Einkommen zum Teil wertlos machen kann. Die Interessen müssen auf den verfahrenen Seiten natürlich gegensätzlich sein, und nur eine übergeordnete Stelle kann die Unnehmlichkeiten und Lasten billig verteilen. Vergleicht man nun die heutigen Preise für Lebensmittel mit denen anderer Länder und anderer Jahre, so ergibt sich, daß der Index für Lebenshaltung heute im Reich niedrig liegt, daß uns der deutsche Bauer wohlfeil ernährt. Geht man vom Jahre 1928 (mit der Normzahl 100) aus, so ergeben sich nach den Aufstellungen des Institutes für Konjunkturforschung für den Anfang des Jahres 1934 folgende Indizes: Deutschland 79,6, Polen 68,6, Schweiz 81,4, Norwegen 83,8, Holland 84,5, England 85,3, Italien 86,2, Belgien 88,0 und Frankreich 101,3.

Bauern Wort — Städters Wort

Ein alter Gutsherr aus Hinterpommern oder noch tiefer aus der sogenannten „Provinz“ hatte zum erstenmal in seinem Leben in Berlin zu tun. Gern reiste er nicht, aber was sein muß, muß sein. Und weil seine Geschäfte mehrere Tage in Anspruch nehmen sollten, sah er sich genötigt, auch auf längere Frist gleich ein Zimmer im Hotel zu bestellen. Natürlich, meinte er, könne er dem Wirt nicht zumuten, Tag um Tag im Hause zu wohnen und zu essen, ohne daß ihm voraus eine gewisse Summe hinterlegt sei; der Berliner kannte seinen Gast ja gar nicht. Und wenn er auch vom Dorfe kam, was in Geschäften recht und billig ist, das wußte unser Hinterpommern wohl. So zahlte er denn gleich bei seiner Anmeldung im Direktionsbüro zehn Taler im voraus an. — Ob der Herr nicht eine Quittung wüßte, fragte der Wirt erstaunt, als der Fremde, ohne danach zu verlangen, davongehen wollte. „Ach, das ist nicht nötig“, erwiderte der andere, „Gott ist mein Zeuge.“ — „Glauben Sie denn an einen Gott?“ fragte der weltgewandte Großstädter mit einem mitleidigen Lächeln. — „Gewiß, Sie vielleicht nicht?“ — „Nein, darüber sind wir längst hinaus“, war die überlegene Antwort des aufgeklärten Berliners. — „Ach, das ist freilich ganz was anderes; da n n stellen Sie mir bitte eine Quittung aus!“

3 Minuten lang gekocht — so schmeckt Kathreiner noch viel besser



Lange Jahre hat der Ozeanriese

es mit seiner Kraft gegen jede Konkurrenz aufgenommen. Dann kommt der Tag, wo er zum alten Eisen zu gehören scheint, weil er zu teuer arbeitet und auch in der Geschwindigkeit nicht mehr mitkommt. Es gab eine Zeit, wo man den übriggebliebenen Wert zerschlagen hätte. Die Zeit des Ausbruchs hat den besseren Weg gefunden, ihn nutzbar zu machen. Durch „Vorschuhlen“ kann man zugleich die Geschwindigkeit erhöhen, für eine große Zahl Passagiere Raum gewinnen und obendrein an Brennstoff sparen.

Mit solch einem Schiff ist die deutsche Wirtschaft zu vergleichen. Es kommt jetzt darauf an, Hilfskräfte zu finden und Erfindungskraft und -geist einzusehen, damit alles ausgenutzt wird. Der neue Staat hat schon viel getan. Er zeigt den Weg. Aber es bleibt für jeden einzelnen zur Erfüllung seiner Pflicht genug zu tun übrig. Für den Kaufmann und Fabrikanten im besonderen heißt es, nicht nur Ware zu erzeugen, sondern auch dafür zu sorgen, daß sie ihren Weg zum Käufer findet. Kunden lebendig machen — werben —, das ist für ihn die Lösung des Tages!

Und der Erfahrene unter ihnen vertraut seine Werbung dem bewährten Helfer an. Er wählt die Anzeige in der Tageszeitung. Sie kommt in jedes Haus, in jede Familie. Sie ist die Brücke zwischen Käufer und Verkäufer. Sie hilft zu ihrem Teil mit, den notwendigen Blutumlauf der deutschen Wirtschaft zu erhöhen und sie wieder so kraftvoll zu machen, daß sie jedem Ansturm gewachsen ist; und wenn ein Werbemittel dazu hilft, dann ist es die Zeitungsanzeige. Wirklich:

Zeitungsanzeigen helfen kaufen und verkaufen!